

Zustimmung und Widerspruch

Autor(en): **Jolles, Paul Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **61 (1981)**

Heft 5: **Max Frisch, "nicht ganz leicht zu feiern"**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-163754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bedürfnis nach Weite viele der ewig unzufriedenen Schweizer mittleren Alters nicht loslassen wollte. Bald erschien «Stiller». Man fühlte sich verstanden und doch auch wieder übergangen. Da war einer, der, wohl mit Grösse und mit einem schmerzlichen Unterton, unsere kleinen Nöte in einem umfangreichen Roman kunstreich und mit raffinierten Varianten ausbreitete. Ein Problem des hiesigen Bürgertums wurde im Hinblick auf die grosse Welt angepackt, und es ergab sich für manchen Bürger so etwas wie ein Syndrom Unbehagen am Unbehagen eines Bürgers.

Nicht unbedingt angenehm war es später, die anderen Darstellungen der Ehe, der Liebe, der Versündigungen gegen Treu und Glauben, des Alterns in seinen Texten zur Kenntnis zu nehmen. War das ein Mann, der die Ehe zum Beispiel, indem er sie ständig in Frage stellte, fast allzu ernst nahm? Geschah das gleiche mit dem Phänomen des Alterns? Auf Grund des mondän-modischen Stichworts «Selbstverwirklichung»? Wer weiss. Jedenfalls fühlte ich mich stets dann erleichtert, wenn durch Wiederaufnahme antiker Thematik oder anderer Distanzierungsmittel die persönlichen Motive einen weiteren Rahmen erhielten: im «Homo Faber», in «Andorra», in «Holozän». Da fällt das «Ich bin nicht . . .» – inhaltlich oder durch dramaturgische Versachlichung – grundsätzlich dahin. Immer näher gerät man in den Bereich jener Gelassenheit, die Goethe 1822 in einer zahmen Xenie in Verse gefasst hat: «In die Welt hinaus! / Ausser dem Haus / Ist immer das beste Leben; / Wem's besser zu Hause gefällt, / Ist nicht für die Welt – / Mag er leben!»

Die Gewinne für den Lehrer an einem amerikanischen College? Man ist dankbar, sich hier mit einem Dichter beschäftigen zu dürfen, bei dem die Studenten wirklich etwas über unser Land erfahren. Keine Klischees (im positiven oder negativen Sinn), sondern etwa das, wofür man im Deutschen kaum ein Wort findet: «The Contingencies» der Schweiz; die mit den Dingen verquickten verschiedenen Möglichkeiten.

PAUL RUDOLF JOLLES

Zustimmung und Widerspruch

Ende der fünfziger Jahre in Wien. Meine Tätigkeit bei der Internationalen Atomenergie-Organisation. Der Staatsvertrag für die Österreicher noch in jüngster Erinnerung – das unabwendbar Erlittene des Krieges ebenfalls.

Im Burgtheater wird abwechslungsweise Grillparzer, Schnitzler und

Nestroy gespielt. Dann plötzlich ein frischer Wind: «Biedermann und die Brandstifter». Auch Regie und Bühnenbild von einem Schweizer. So habe ich die Geisteshaltung von Max Frisch zum ersten Male kennengelernt. Kunst als Auseinandersetzung mit der Gegenwart, nicht als Zuflucht.

Auch sein neuestes Buch «Der Mensch erscheint im Holozän» handelt von den Zwängen, denen der Mensch seiner eigenen Natur nach ausgesetzt ist. Er könnte sich retten – aber die Bestätigung seiner Entscheidungsfreiheit bleibt ohne praktische Folgen.

Die Zwänge kommen auch aus der Umwelt. Max Frisch deutet die Strukturen der zeitgenössischen Gesellschaft in ihren Auswirkungen auf den modernen Menschen. Seine Sicht ist nüchtern, unromantisch, irgendwie typisch schweizerisch. Seine Dichtung hat mir den Blick für das Beunruhigende geschärft.

Wofür ich Max Frisch besonders dankbar bin: für das Erlebnis der Poesie und der Meisterschaft der dichterischen Sprache; für die Möglichkeit, seine Beschreibung persönlicher Eindrücke mitempfinden zu können; für seine Deutung der Dimension der Kunst im Verhältnis zum Staat: Kunst als Gegenposition zur Macht, die das Bewusstsein der menschlichen Freiheit stärkt, die sich gegen das Koordinatensystem der staatlichen Ordnung stemmt. Kunst ist «subversiv», indem sie, laut Frisch, «die Utopie schafft, dass Menschsein etwas anderes sein könnte».

Wo ich mich durch Max Frisch herausgefordert fühle: durch seine intensive Auseinandersetzung mit dem Phänomen Schweiz, Schweizer und schweizerische Lebensweise. Wer die Schweiz gegenüber dem Ausland zu vertreten hat, weiss, wie wenig schmeichelhaft unser Bild in ausländischen Augen häufig ist. Und wer von uns hat nicht schon die Älpler aus «Wilhelm Tell für die Schule» angetroffen, die ihm den bestgemeinten Gruss nicht abnehmen wollten.

Allerdings, wenn Max Frisch als politischer Schriftsteller sich mit dem schweizerischen Staats- und Wirtschaftssystem auseinandersetzt, schafft er nun seinerseits ein Feindbild, das einseitig ist und die Kräfte des inneren Ausgleichs, des organisch gewachsenen und ernsthaft gewollten Zusammenhaltes übersieht. Man kann diesen Staat sogar lieben, selbst wenn manche seiner Manifestationen ungereimt, kleinlich oder überheblich sind; denn von finsternen Mächten beherrscht ist er nicht.

Max Frisch dankte in seiner umstrittenen Frankfurter Rede für «Zustimmung und Widerspruch als Herausforderung, den eigenen Standort in der Zeitgenossenschaft zu suchen». Es muss daher seinen Intentionen entsprechen, wenn wir gegen sein Bild der Schweiz reagieren.

Nicht erst heute, schon vor 30 Jahren, hat Max Frisch von der geistigen Auswanderung der Jugend und der Notwendigkeit einer zeitgemässen «eid-

genössischen Lebensform» gesprochen, die eine die Gegebenheiten verändernde Idee und eine zukunftsweisende Aufgabe beinhalten würde, «so dass es nicht nur angenehm und bequem ist, Schweizer zu sein, sondern eine Freude . . .». Dieser Aufforderung können wir uns, kann sich aber auch er selber, nicht entziehen.

Lieber Max Frisch, aus den vorgeschlagenen drei Zeilen sind zwei Seiten geworden, weil beim Gedanken an Dich einem so vieles durch den Kopf geht. Mein Horizont wäre enger, wenn uns damals Gottfried Honegger nicht zu einem Gespräch über die Schweiz am offenen Kaminfeuer zusammengeführt hätte, das, wie so manches, nie beendet worden ist, und deshalb bin ich froh, dass ein Geburtstag nicht Abschluss, sondern Schwelle auf einem Weg, der weiterführt, bedeutet. Viel Glück!

BEATRICE VON MATT

Umklammert durch Thematik

Mein erstes Frisch-Erlebnis war nicht «Stiller», sondern «Homo Faber», den ich, ohne zu unterbrechen, durchlas. Wie ein Schneebrett presste mich der Roman zusammen und schob mich den Abhang hinunter. Lesegefühl darnach: Umklammertsein durch Thematik und Szenerien und heftiges Gefühl nach Befreiung von diesem Buch. Seitdem habe ich jedes neue Werk von Max Frisch sofort nach Erscheinen gelesen; die gefangenhaltende Wirkung des Inzestmotivs des «Homo Faber» aber schien mir in allen Texten des Autors zu lauern. Frisch bricht aus sich selber und aus dem von ihm bestimmten Kreis nur scheinbar aus. Autor und aufgrund von dessen suggestiver Kunst – mindestens für die Zeit der Lektüre – der Leser sind da hinein verbannt. Verständlich, aber im letzten aussichtslos mutet dann auch Frischs Gegenbewegung an, das ständige Bedürfnis nach neuen Entscheiden, dieses Suchen nach dem Risiko (ausser merkwürdigerweise in der vorwiegend bewusst normgemässen Sprache), nach einer vorwärts ins Ungewisse prellenden Furcht, wie er sie selber umschreibt: «Wer sich nicht in Gefahr begibt, der kommt drin um.»

Damit soll der mit Kunstverstand und hartem, unerbittlichem Reduktionsvermögen arbeitende Frisch nicht dämonisiert werden, doch verliess mich als Leser das Gefühl, bis zu einem gewissen Grad vereinnahmt zu werden, auch dann nicht, wenn der Autor mir, wie er das stets tat, ein